

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 42.

Berlin, Freitag den 7. April

1843.

### Frankreich.

#### Resumé der Geschichte des Saint-Simonismus.

Nach Französischen Dokumenten.

St. Simon gehörte einer der ältesten adeligen Familien Frankreichs an. Er war der Nachkomme des berühmten Grafen v. St. Simon, des Geschichtschreibers Ludwig's XIV. Dennoch war er gegen alle Geburts-Privilegien und erklärte er den Krieg für gottlos, und dies gerade in der glänzendsten Epoche Napoleon's. Er strebte danach, die Menschen und die Völker durch eigene Erfahrung kennen zu lernen, durchlebte daher selbst sowohl die Tugenden als die Laster unserer Gesellschaft und verschwendete zu diesem Zwecke sein ganzes Vermögen, was er freilich später bereute. Er wurde so arm, daß er in seiner höchsten geistigen Glanzperiode sich vom Kopiren ernähren mußte. Die Verzweiflung brachte ihn zu einem selbstmörderischen Versuche, welcher mißlang, und er, der sonst Künstler und Gelehrte an seinem Tische bewirthete, mußte später Almosen nehmen, um sein Leben zu fristen. Er starb fünf Jahre vor der Juli-Revolution. Sein erstes Werk waren seine Briefe aus Genf, sein zweites umfaßte bündiger und deutlicher sein System, das wir hier nicht auseinanderzusetzen haben, das sich aber in einem Satze seines neuen Christenthums resumirt: „Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken“, folglich weder Konkurrenz, noch Krieg, noch Erbschaft. Er organisierte auf dieser Basis eine Gesellschaft, auf Liebe, wie er sagte, und theilte die Menschen in drei Klassen, in Gelehrte, Künstler und Arbeiter.

Als er starb, umgaben ihn einige seiner Schüler. „Die Frucht ist reif, Ihr werdet sie pflücken“, das waren seine letzten Worte.

Augustin Thierry war sein Secretair, August Comte sein eigentlicher Jünger, aber der Erbe seiner Lehre war Olinde Rodrigues. Ein Journal, le Producteur, das 1825 erschien, von dem Herr Cerelet Direktor war, ward das Centrum der St. Simonistischen Lehre. Redacteurs waren: Olinde Rodrigues, Infantin, Bazard, Buchez, August Comte, Armand Carrel, die jedoch in ihren Meinungen nicht gerade übereinstimmten. Sie vereinigten sich bloß, um gegen den hohlen Liberalismus aufzutreten. Carrel und Buchez gingen zum National über. Letzterer träumte von einem republikanischen Katholizismus, wie damals Lamennais. Er hat jetzt noch Einfluß auf den National.

Die eigentlichen Schöpfer des Systems waren Rodrigues, Infantin und Bazard. Sie zogen einige Jünger der polytechnischen Schule an sich, einige Schriftsteller, Künstler, Virtuosen, unter denen auch Liszt, und so entstand eine Art Schule. Beim Ausbruch der Juli-Revolution war die Schule schon konstituiert. Sie erkannten Infantin und Bazard als ihre Meister an, denen Rodrigues die Suprematie zuerkannt hatte. In ihren Grundsätzen gaben sich aber bald manche Widersprüche kund. Indessen betrachteten sie als Hauptgegner den Fortschritt, und dieser erwarb ihnen Anhänger in allen Klassen der Gesellschaft.

Die Juli-Revolution gab ihnen einen unerhörten Aufschwung. Aus der Schule wurde eine Familie, und ihre Grundsätze fingen an, dem Neubestehenden in Frankreich sehr gefährlich zu werden. Sie etablierten sich als Collège — Gesellschaft — in drei Abtheilungen, wie die Freimaurer etwa. Es war dies eine vollkommene Hierarchie. Der Globe, von Pierre Leroux redigiert, den jetzt die früheren Mitarbeiter verließen, wie Cousin, Remusat und Andere, um Minister zu werden, ward außer dem Organisator zu ihrem Organ. Man brauchte Geld. Herr von Eichthal, ein Deutscher Banquier, lieferte hierzu eine bedeutende Summe. Andere Gaben flossen noch reichlicher in die Hauptkassette. Henri Journel gab sein ganzes Vermögen dazu und stellte bloß seine Kinder unter den Schutz der Gesellschaft. Die meisten Journale waren damals wie jetzt pure Speculation; die St. Simonistischen Journale wurden gratis ausgeheilt.

Nun dehnten sich auch ihre Etablissements aus. Den beschränkten Konferenzen in der rue Taranne folgten jetzt die geräuschvollen Sitzungen in den eleganten Sälen der rue Taitbout. Hier predigten mit allem Eifer der Ueberzeugung und der Hitze der Beredsamkeit Barrault, Charton, Laurent, Abel Transon. Nichts Interessanteres, sogar für den Fremden, kann man sich denken, als diese Sitzungen. Rings herum in einem geräumigen Saal, dessen ganze Decke von Glas war und nur so von oben das Licht erhielt, waren drei Reihen Logen angebracht. Vor einem Amphitheater, wo die eifrige Menge alle Sonntag die rothen Plätze zwei Stunden früher schon in Beschlag nahm, saßen in drei Reihen junge ernste Männer, fast alle in Blau gekleidet,

außer einigen, die weiße Röcke mit weißblauen Binden anhatten. Bald erschienen die beiden Hohenväter, pères suprêmes, Bazard und Infantin, die den Prediger an ihrer Hand führten. Sobald sie erschienen, erhoben sich die Jünger andachtsvoll. Ein allgemeines Stillschweigen herrschte, theils aus Andacht, theils aus Ironie, und der Redner begann. Man hörte zu, lächelte, aber bald ward man unwillkürlich zum Staunen gezwungen. Die Ungläubigsten fühlten sich, wenn auch nicht überzeugt, doch tief erschüttert und gerührt.

Die Familie hatte ihren Sitz in der rue Monsigny. Dort war der Heerd der Propaganda. Künstler, Aerzte, Advokaten, Dichter, Kaufleute vernachlässigten ihre Beschäftigungen und setzten alle ihre Hoffnungen auf die neue Gesellschaft. Die Mahlzeiten wurden gemeinschaftlich genommen, die Feste von den Frauen arrangirt; man musizirte, las in Gruppen, und jede Abtheilung hatte ihren Obervater oder ihre Obermutter; die Frauen nannten sich Schwestern. Es wurden mit der Provinz Verbindungen angeknüpft; bald reisten Missionaire der Gesellschaft in alle Provinzen, um dort das St. Simonistische Wort zu predigen. Sie wurden heute empfangen, morgen ausgezischt, übermorgen wieder begrüßt. Jean Reynaud und Pierre Leroux gingen nach Lyon, wo sie großen Success hatten und eine Filial-Familie stifteten. Geld floß von allen Seiten zu.

Dennoch fehlte die Einheit. Man war wohl einig darüber, wie man die Hauptfragen stellen sollte, aber wenn es zum Auflösen kam, waren die Meinungen zuweilen sehr verschieden. Dieser Mangel an Einheit machte sich besonders bei den Missionairen auswärts fühlbar, wo jeder seiner eigenen Phantasie überlassen war. So z. B. herrschte bei Margerin der Mystizismus vor, während bei Reynaud der Demokratismus die Hauptrolle spielte.

Derselbe Mangel an Einheit zeigte sich in den verschiedenen Publicationen, wenn man sie mit einander vergleichen will. Es erschienen: „L'Exposition“, von Bazard; „Lettres sur la religion et la politique“, von Rodrigues; „Les cinq discours“, von Abel Transon; „La Note“, von Olinde Rodrigues, über die Ehe und die Ehescheidung; „Les leçons“, von Peireire, über Industrie und Finanzen; „Les trois familles“ von Barrault; ferner Schriften von Pierre Leroux, Reynaud, Charton, Margerin, Cazeaux, Stephan Flachet, Charles Duveyrier, von Infantin über Metaphysik, Kunst und Oekonomie. Der Globe beleuchtete alle diese Schriften. Sein Direktor war Michel Chevallier. Am meisten Aufsehen machten seine Angriffe gegen das Erbrecht.

Nach und nach aber entstand eine Meinungsverschiedenheit unter den Aposteln der jungen Lehre. Die Einen wollten zur Praxis übergehen und eine Gesellschaft nach ihren Theorien bilden, die Anderen behaupteten, es sey dies noch zu früh. Sie müßten erst die Hauptfragen dogmatisch gelöst haben und noch mehr Proselyten machen. Bazard und Infantin waren der ersten Meinung, und sie ging durch, nicht ohne Widerstand. Man strebte dahin, eine Werkstätte ins Leben zu rufen, suchte sich Anhänger unter den Proletariern, nahm ihre Kinder an, vertheilte sie in der Provinz und in der Hauptstadt, und die beiden Oberväter nahmen den Namen Papst an, womit sie eigentlich eher ihren Ehrgeiz als ihre Einsicht bewiesen. Die Gesellschaft erklärte sich als Synagoge, und jeden Morgen verkündigte der Globe die Namen der neuen Proselyten. Es wurde Einigen ganz schwindelig, und sie verloren vor lauter Exaltation den Verstand. Sie forderten den König Ludwig Philipp in Briefen auf, sich unter den Schutz ihrer Gesellschaft zu stellen. Zuerst waren sie eine Schule, dann eine Familie, jetzt aber hatten sie sich als Staat proklamirt. Bazard strebte nach einem politisch-sozialen Prinzip, Infantin aber wollte eine Weltreligion damit gründen. Das Schisma sollte sich bald zeigen.

Diese Verschiedenheit der Auffassung lag auch ganz in ihren verschiedenen Charakteren. Bazard hatte eine männliche starke Seele und einen schüchternen Geist, er bekannte sich nur zu klaren, deutlichen Ideen. Während der Restauration war er Carbonaro und verband mit der Theorie anwendbarer Ideen die Lust der Ruhe und des Sicherseyns. Zudem liebte er seine Frau und seine Kinder. Infantin hingegen hatte eine zarte weibliche Seele mit einem kühnen vorangreifenden Geist. Der methodischen Langsamkeit Bazard's setzte er seinen ungeduldigen Geist der Initiative entgegen. Was Bazard mit Gewalt eringen wollte, wollte Infantin mit dem Gefühle erobern. Der Erste fühlte sich zum Tribun geboren, der Andere zum Apostel; der Erste war logisch, der Andere mystisch. Zudem war Infantin ausgezeichnet schön, immer heiter und liebenswürdig und hatte entschieden Beifall bei den Frauen.

So lange die Schule sich auf ihre dogmatische Ausbildung beschränkte, war die Thätigkeit Bazard's überwiegend; er zwang sogar seinen Kollegen, eine öffentliche Erklärung zu Gunsten der Ehe zu unterzeichnen, welche Enfan-

tin in seinem Innern desabourte, aber sobald das Industrielle und Materielle geordnet war, kam die Reihe an Infantin. Man hatte beschlossen, die Schule zur Religion umzugestalten, und hier bedurfte es eines neuen religiösen Dogma's.

Man diskutirte nicht lange. Alle Religionen Europa's und Asiens hatten zum Grundsatz, das Fleisch sey sündhaft. Es giebt ein gutes und ein böses Prinzip: die Materie sey das Böse, der Geist das Gute, das heißt der gute Geist; denn es giebt auch einen bösen Geist: Druuzd und Abrikan. Infantin ging hierauf kühn zu dem entgegengesetzten Prinzip über und proklamirte die Rehabilitation der Materie, welches später in die Emancipation des Fleisches übersezt wurde.

Das Prinzip war da. Die Konsequenzen sollten bis zum Extrem getrieben werden. Sie gingen daran unter.

Nach Infantin sollte der Künstler — Geist — der Vermittler seyn zwischen dem Gelehrten und dem Industriellen, durch die Liebe, und so Geist und Materie verbrüdernd. Die sinnlichen Vergnügungen wurden geheiligt neben den geistigen, die Tiefe des Gefühls sollte sich mit dem Heftigen darin vereinen, folglich sollte das Weib gleiche Rechte haben, und es sollte auch ein Weib die Priesterin repräsentiren, als materielle und geistige Besta zugleich. Die Spötter sagten, Infantin hätte das Weib erfunden.

Er schrieb in seiner mystisch-überspannten und an die fleischlichen Verirrungen anderer Sektenstifter erinnernden Weise: „Le couple prêtre aurait pour mission, d'imposer la puissance de son amour aux êtres qu'un esprit aventureux ou que des sens brûlants égarent, en recevant d'eux l'hommage d'une mystérieuse et pudique tendresse ou le culte d'un ardent amour. Connaissant tout le charme de la pudeur et aussi toute la grace de la volupté il aurait maîtrisé l'esprit des uns et les sens des autres. Dans notre monde critique, nous avons oublié cette divine influence de la dance du moyen-âge ou de la vierge chrétienne sur la vie du page et du chevalier. Nous ne savons plus ce que pouvaient commander de dévouement sans espoir, une écharpe, un regard et à peine un sourire. Mais nous ignorons surtout la puissance d'une vertueuse caresse, d'un religieux baiser, d'une sainte volupté. Il n'en est point pour nous. Notre chair est plus souillée encore que notre esprit et cette seule idée épouvante un monde qui ignore encore le pouvoir social, religieux et moral que l'avenir réserve — à la beauté!“

Infantin, wie man sieht, war nicht so ganz gegen die Ehe. Er schwelgte beständig zwischen Don Juan und Dibelio. Er erklärte sich für die Liebe und wollte eine Priesterin dafür haben.

St. Simon hatte nie diese Idee gehabt. Er sprach nie von den Frauen, bloß ein Mal, wo er sie stimmfähig erklärt. Die Erfindung des Priesterpaars gehört ganz Infantin an. Aber vor den Konsequenzen dieses Prinzips erschraf Bazard. Während Infantin predigte, weinte er zu den Füßen seines Weibes und bekam Krämpfe. Das Dramatische dieses Kampfes sollte sich bald tragischer entwickeln.

Es kamen nun bald in der rue Monsigny Scenen vor, wie sie die neuere Geschichte noch nicht dargeboten, höchstens in Münster bei den Wiederläufern. Diejenigen, die mit den Prinzipien Infantin's nicht einverstanden waren, sahen sich plötzlich an einem unabsehbaren Abgrund, den sie nie geahnt hatten, das Ganze kam ihnen wie ein Traum vor. Es schmerzte sie, von einer Idee sich loszusagen, der sie ihr ganzes Leben gewidmet hatten. Sie hatten so treuherzig sich Vater genannt, daß dies Wort jetzt ein wehmüthiges Zucken um ihre Lippen hervorrief. Oft wurden die Thüren verschlossen, und die heftigsten Erörterungen fanden statt. Die Exaltation überstieg alles Maß. Eines Tages fühlte Cazeau sich zum Propheten inspirirt, und er predigte prophezeiend. Olinde Rodrigues fiel wie vom Schläge gerührt hin, als man ihm seinen heiligen Geist leugnete — der Arzt zwang den Leugner, Buße zu thun. Obschon man das Geheimniß bewahrte, merkten es doch die Aueingeweihten. Die Väter waren betrübt und ernst. Um sie nicht beständig zusammentreffen zu lassen, theilte man die Schule in drei Abtheilungen, in Religion, Dogma und Kultus. Bazard war Haupt des Dogma's, Infantin der Religion, Rodrigues des Kultus.

Bergebens! Das Schisma war ausgebrochen und unterwühlte die ganze Gesellschaft. Bazard und Infantin sollten sich zum letzten Male mit einander messen. Die Diskussion war heftig und erschütternd. Die persönlichen Reigungen Bazard's zu seiner Familie machten eine vollkommene Tragödie daraus. Er kämpfte, sträubte sich mit aller Gewalt gegen einen Mann, der ihn durch seine unzerstörbare apostolische Ruhe ersüßte. Endlich, nach sechsständigem Kampfe, der ihn in Verzweiflung brachte und alle seine Kräfte erschöpft hatte, fiel er der Länge nach wie todt zu Boden. Man hob ihn auf. Infantin schrie: „Rein, es ist nicht möglich, daß er so stirbt, seine Mission ist noch nicht vollendet!“ — Er kam wieder zur Besinnung, aber sein Herz war getroffen. Acht Tage darauf starb er!

Gleich darauf erklärten sich Pierre Leroux, Jean Reynaud, Charton, Jules Lechevalier, Carnot, Journel, Abel Transon gegen Infantin. Dieser sollte sich vertheidigen. Er war jetzt père suprême. In einer langen Rede, die er über Ehe und Ehescheidung hielt, sagte er unter Anderem: „Das moralische Gesetz der Zukunft kann nicht ohne das Weib offenbart werden. Ich erkläre, daß bis dahin nichts unternommen werden könne im Herzen der neuen Lehre.“ Pierre Leroux protestirt und zieht sich zurück, Jules Lechevalier erklärt, weil die Moral der Lehre noch nicht erfunden, sey Alles bis jetzt umsonst gewesen. „Der Vater Infantin“, schreit endlich Reynaud, „glaubt sicherlich, das Weib werde sein Prinzip legitimiren. Deswegen pocht er darauf. Ich aber erkläre ihm, das Weib wird ihn zerschmettern. Warten

wir, bis das Weib den Kopf erhebt.“ Einige Damen erheben sich und erklären sich gegen den Obervater. „Votre doctrine“, schreibt Carnot, „est la réglementation de l'adultère.“ — „Le vice est réhabilité“, antwortet Dugied. Andererseits ripostiren die Anhänger Infantin's. Michel Chevalier nimmt seine Partei. Talabot zeigt auf Infantin und sagt: „Dieser Mann ist das Haupt der Menschheit.“ Barrault drückt Transon an sein Herz: „Rein“, ruft er schluchzend, „Du verlässest uns nicht, Du bist zu fromm dazu. Du siehst die Kinder, die Schwachen und die, die leiden. Ich kann Dich nicht als Freund verlieren.“

Inmitten dieser heftigen Scenen blieb Infantin ruhig und heiter. Er entließ die Gesellschaft mit folgenden Worten: „Obschon das, was jetzt zwischen uns vorfällt, der Sache nur nützlich seyn kann, so wünsche ich doch das Ende davon. Montag ist wieder eine Sitzung. Vergest nicht, daß, während wir hier batailliren, die Arbeiter nichts zu thun haben, und daß wir Kinder adoptirt haben, die ohne uns verlassen seyn würden. Es ist augenscheinlich, daß hier Männer sind, die der geistigen Ruhe bedürfen.“

Einige Tage hernach versammelte sich die Familie aufs neue. Neben dem Stuhle Infantin's stand ein leerer Sessel, der die Abwesenheit des Weibes andeutete. Olinde Rodrigues als chef du culte setzte sich zur Rechten Infantin's. Er hielt eine Rede und erzählte, wie so er, als Jude, St. Simonist geworden. Dann setzte er das ganze System der industriellen Gesellschaft aus einander. Damals hatten die Lyoner Arbeiter revoltirt. Man diskutirte über das Geld, ob es ein moralisches Mittel sey, oder nicht. Man wollte Alles vermeiden, um Einigkeit zu erhalten. Unmöglich! Die Sitzung war stürmisch. Reynaud war wie besessen, Henri Baud hielt eine lange Rede, worin er darthat, daß er, obschon von reichen Aeltern, freiwillig Proletarier geworden, um den Arbeitern zu helfen. Man konnte zu keinem Beschlusse kommen, und die Sitzung ward aufgehoben, indem einige den Vater Infantin heftig umarmten. Es war die letzte Session.

Die wichtigsten Mitglieder des St. Simon-Bundes waren folgende: Pierre Leroux, Schriftsetzer, Reynaud, Transon, Cazeau, Michel Chevalier, Lambert, Journel, Ingenieurs der polytechnischen Schule, v. Eichthal, Banquier, Pereira, Fabrikant, Dubeyrier, Advokat, Margerin, Artillerie-Offizier, Barrault, Professor, Laurent, Redner und Schriftsteller, Jules Lechevalier, Schriftsteller, Carnot, Sohn des berühmten Carnot, Dugied, Stifter des Carbonarismus unter der Restauration, Olinde Rodrigues, der Erbe der St. Simonistischen Lehre, und endlich Mad. Bazard. Von diesen achtzehn Hauptlingen blieben Barrault, Dubeyrier, Lambert, Eichthal, Journel und Michel Chevalier allein Infantin treu. Die Andern traten aus dem Kollegium. Infantin behauptete, daß er darüber sich freue. Ein neues Etablissement wurde in der rue Ménilmontant geschaffen. Aber bald wurden die St. Simonisten vor Gericht gestellt und wegen des öffentlichen Aergernisses, das sie gegeben hatten, von der Jury aufgelöst. Die Verhandlung des Prozesses findet man in der Gazette des Tribunaux. Das Institut in der rue Ménilmontant war bloß industriell; die Frau war noch nicht gefunden.

Die St. Simonisten haben sich später verschiedenartig zerstreut. Lambert ist in Aegypten Lambert-Bey geworden; Dubeyrier macht Baudevilles; Michel Chevalier ist im Staatsrath; Carnot ist Deputirter; Cazeau dirigirt die Gesellschaft zur Urbarmachung des Departements der Landes; Transon und Dugied sind mit Eklat wieder in den Schoß des Katholizismus getreten; Margerin ist Professor an einer Belgisch-katholischen Universität; Pereira bekleidet ein Amt bei der Eisenbahn-Gesellschaft von Versailles; Laurent ist Magistrats-Mitglied in Privas und hat eine populäre Geschichte Napoleon's geschrieben; Olinde Rodrigues, der Geist und Thätigkeit hat, ist im Finanz-Ministerium angestellt; Mad. Bazard ist wieder katholisch geworden mit ihrem Schwiegersohne Alexander de Saint-Cheron, der jetzt den fanatischen Univers redigirt; Jean Reynaud und Pierre Leroux haben sich ganz der philosophischen Bahn zugewandt und sind jetzt zwei der ersten Schriftsteller. Infantin lebt zurückgezogen in einem Landhaus unweit Lyon, wo er Ackerbau treibt.

## Nord-Amerika.

Leben und Wirken Edward Livingston's.

Von Mignet.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1812 hatten die Vereinigten Staaten, nachdem sie sich lange Zeit den von England gemachten und eine freie Nation entehrenden Forderungen gefügt, sich endlich, aber freilich zu spät, entschlossen, in Gemeinschaft mit Frankreich das See- und Neutralitätsrecht zu vertheidigen. Tapfer hatten sie zwei Jahre hindurch den Kampf bestanden; da sie aber nach Napoleon's Sturz allein auf dem Wahlplatze verblieben, sahen sie sich den Angriffen der Gesamtmacht Englands ausgesetzt. Eine furchtbare Expedition wurde von dieser Seite gegen Louisiana vorbereitet; ein Heer von 15,000 Mann, im Kriegsdienste ergraut, die in Portugal und Spanien gefochten, segelte nach jenem Gebiete ab, dem letzten, welches dem Amerikanischen Republikan-Bund einverleibt worden und das, wie es schien, um so leichter davon losgerissen werden konnte.

Neu-Orleans, so ernstlich bedroht, war von allen Vertheidigungsmitteln entblößt. Auf dem linken Ufer des Mississippi gelegen, schien es wohl durch die von dem Strome gebildeten Seen und durch das sumpfige und wankende Erdreich nach seinen Mündungen zu geschützt; allein es fehlte an Festungs-

Berfen und an Truppen, kaum vermochte man 1200 Mann unter die Waffen zu bringen. Auch rief die Nähe der Gefahr keine geringe Bestürzung hervor. Noch nie hatten die Bewohner sich geschlagen. Seit zwei Jahren genossen sie ihre volle Unabhängigkeit, sie waren nun selbständig, aber es mangelte ihnen noch an gehörigen Einrichtungen, sie besaßen Rechte, welche den Willensmeinungen schmeicheln, aber keine Macht, welche diese zusammenhält. Dies ist das große Uebel demokratischer Staaten, welche andererseits den Vorzug haben, starke Männer ins Daseyn zu rufen, die durch das Uebergewicht ihres Geistes und durch Energie des Charakters, wenigstens auf kurze Dauer, ein einhelliges Zusammenwirken zwischen Befehlenden und Gehorchenden zu Stande zu bringen wissen. Louisiana war so glücklich, einen Mann dieses Schlages im General-Major Andreas Jackson gefunden zu haben.

Vom damaligen Präsidenten Madison mit der Verteidigung Louisiana's beauftragt, übernahm Jackson ohne Zaudern dieses schwierige Geschäft. Bei der ihm angeborenen und in allen Lebensverhältnissen bewiesenen Verwegenheit hatte er sich daran gewöhnt, nichts für unmöglich zu halten. Von seinen Aeltern zum Priesteramt bestimmt und aus eigener Wahl in den Advokatenstand getreten, war der Krieg sein wirklicher Beruf. Obgleich er von Washington zum öffentlichen Anwalt in Tennessee ernannt, obgleich er als Gesetzgeber Mitglied des Kongresses und als Richter Mitglied des höchsten Gerichtshofes gewesen war, hatte er sich doch besonders als Soldat ausgezeichnet. In dem Alter von 14 Jahren hatte er als Freiwilliger unter der Fahne der Unabhängigkeit gekämpft und war verwundet worden. Fortgerissen von Thatendrang, vom Ungestüm seines Charakters und von dem Hange nach Abenteuern, hatte er sich nach dem Westen gewandt, wo er die Republik Tennessee mit gründen half. An der Spitze der Landmiliz im Kriege von 1812, hatte er die Creeks besiegt und die Briten aus Pensacola verjagt. Ein unbezähmbarer Muth, durch den er glücklich den größten persönlichen Gefahren entkommen war, und stetes Gelingen auch der kühnsten Unternehmungen flößten ihm ein grenzenloses Selbstvertrauen ein. Er dachte, daß, wer das Beste wolle, auch das Meiste vermöge.

Mit solchen Gesinnungen langte er in Neu-Orleans an. Schon seit 13 Jahren hatte er seinen Freund Livingston nicht gesehen. Er fand ihn voll Eifer und Entschlossenheit an der Spitze eines zur Landesverteidigung von ihm festgesetzten Ausschusses. Er ernannte ihn zu seinem General-Adjutanten und ergriff einstimmig mit ihm alle die erforderlichen Maßregeln. Ueberzeugt, daß in den Augenblicken der Gefahr die Gewalt in den Händen eines einzigen Mannes ruhen müsse, und daß sich lediglich von dessen festem Willen das Heil eines zerrütteten Landes erwarten lasse, machte sich der Demokrat Andreas Jackson zum Diktator. Er verkündigte das Kriegsrecht, erklärte temporair die habeas corpus-Akte außer Kraft und verbot später sogar dem gesetzgebenden Körper, sich zu versammeln. Er rief sämtliche Bürger zu den Waffen, nahm die Seeräuber von der Insel Baratavia in Dienste und drang in die Milizen von Tennessee und Kentucky, sich eiligst nach Neu-Orleans zu begeben. Die Kraft seiner Entschlüsse und die Ruhe seines Muthes gaben Jedermann das Vertrauen, von dem er selbst befehl ersehen.

Während dieses denkwürdigen Feldzuges war Livingston der glühendste Mitstreiter des Generals Jackson. Er hatte Theil an seinen Maßregeln wie an seinen Siegen; er begleitete ihn bei dem schrecklichen Angriff in der Nacht des 23. Decembers, wo er das Vorhaben des Englischen Vortrabes vereitelte und ihn im weiteren Vordringen hemmte. Er unterstützte Jackson bei dem Schanzbau, den dieser zwei Meilen um Neu-Orleans, zwischen den Sümpfen und dem Mississippi-Strom, auführte und wo er, nicht einen Fuß breit vom Platze rückend, dem Feinde auslauerete. Er war Zeuge der Anstrengungen, welche zweimal, jedoch umsonst, das Englische Heer gegen diese plötzlich hervorgezauberten Bollwerke versuchte, welche theils das Geschütz eillicher Piraten, theils der Muth von 5000 Miliz-Soldaten deckte. Er war endlich am 8. Januar 1815, jenem stets unvergesslichen Tage in den Jahrbüchern Louisiana's, bei der Schlacht zugegen, welche über dessen Schicksal entscheiden sollte. Er sah still und in schönster Ordnung die alten Britischen Schaaren herrannähen, um in einem letzten Anstöße die Linie der Amerikaner zu durchbrechen. Er sah sie, trotz der Pfeilgeschwindigkeit ihrer Bewegungen, trotz ihrer kalten Beherrschung, nicht den Graben erreichen, den sie überschreiten wollten; ihre Reihen, aus der Ferne von den Kugeln und Kartätschen getroffen, wichen zurück und sanken zu Boden, als sie sich in der Nähe der Karabiner jener unerschrockenen Schützen des Westens befanden, deren Hand fest, deren Auge sicher und deren Schuß unfehlbar war. In wenigen Minuten war der Ober-Feldherr Sir Edward Pakenham getödtet, die Generale Gibbs und Keane, welche nach ihm das Kommando übernahmen, hatten tödtliche Wunden empfangen, die Mehrzahl der Offiziere fiel unter den Kugeln der Amerikaner, zweitausend Leichen bedeckten die Wabstatt, das entmuthigte Heer hielt inne, man schlug zum Rückmarsche, und Louisiana war gerettet.

Livingston hatte rühmlichen Antheil an den Ereignissen und Gefahren dieses Krieges gehabt. Er hatte dem General Jackson mit seinen klugen Rathschlägen, mit seinem besonnenen Muth, mit seiner gewandten Feder Beistand geleistet. Er hatte seine Proclamationen abgefaßt, seine Verfügungen weiter befördert, seine Depeschen geschrieben. Nachdem er ihn zum Kampfe begleitet, hatte er mit günstigem Erfolge die Auswechslung der Gefangenen unterhandelt. So, als späterhin der Kongress, durch welchen das Volk seine Dankbarkeit ausdrückte, dem General Jackson eine zur Erinnerung an seine Siege geprägte Denkmünze zuerkannte, sagte er zu Livingston: „Tritt näher und sieh, zu welcher Belohnung du mir verhoffen.“

Nach Louisiana's Rettung und nach dem Abschluß des Genter Friedens kehrte Livingston zu seinen wissenschaftlichen Bestrebungen wieder zurück. Er

widmete sich ihnen mit so beharrlichem Eifer, daß er nach Verlauf von einigen Jahren seinen Plan, die Umgestaltung des Strafrechtes, fest beschloß hatte. Begierig, sein Werk in Louisiana zur Ausführung zu bringen, wurde er Mitglied der gesetzgebenden Versammlung dieses Staates, um es ihrer Prüfung und ihrem Gutachten zu unterwerfen. Er schlug also vor, die bisherigen mangelhaften Gesetze zu ändern, indem sie durch ihre Verwirrung den gesunden Verstand, durch ihre Grausamkeit das menschliche Gefühl beleidigten und durch die unvollkommene Art ihre Fassung gegen den Gerechtigkeitsinn verstießen.

(Fortsetzung folgt.)

## Rußland.

### Denkmale der patriarchalischen Zeit in Grusien.

Wenn auf den Trümmern der Vergangenheit die Ueberreste patriarchalischer Zeiten, mit denen wir die Idee vom menschlichen Geschlechte als einer Familie zu verbinden gewohnt sind, noch irgendwo sich erhalten haben, wenn überhaupt auf dieser Erde noch Menschen leben, die ihre Seele vom Glauben nähren und ihr körperliches Wohlsseyn durch engen Freundschaftsbund mit der Natur stählen: so ist dies unbezweifelt in Grusien der Fall. In einem Lande, das für einen Theil der Urheimat unseres Geschlechtes gehalten wird, geboren und aufgewachsen, mußten die Grusier, eifrige Verehrer des geheiligten Alterthums, schon wegen ihrer abgeschiedenen Lage viele Sitten bewahren, die ihre Ahnvordern von dem neuen Stammherrn der durch die große Fluth verjüngten Menschheit geerbt hatten. Frömmigkeit, Friedfertigkeit, Gastfreundschaft und einfache Lebensweise sind nationale Tugenden der Grusier, die man als Denkmale patriarchalischer Zeiten betrachten darf.

Von den Gebräuchen der ältesten christlichen Kirche hat sich Vieles in Grusien erhalten. So z. B. geht der Grusier noch jetzt barfuß ins Gotteshaus, wenn er einen hohen Grad von Zerknirschung fühlt; er läßt die Mauern des Tempels, wenn er vorübergeht und aus Mangel an Zeit nicht hineintreten kann, um sein Gebet im Heiligthume selbst zu verrichten; er besucht die Trümmer von Kirchen in abgelegenen Einöden, vereinnigt in dem hehren Schweigen, das um diese heiligen Ueberreste herrscht, seine frommen Gebete mit denen seiner Vorfahren und läßt einige Opfergaben zurück.

Die Friedfertigkeit des Grusiers ist eine von seiner Frömmigkeit unzertrennliche Tugend. Grusiens Geschichte ist die eines mannhaften und tapferen Volkes; aber sie lehrt uns auch, daß dieses Volk nie von Eroberungslust sich fortreißen ließ und immer so lange in Eintracht mit seinen Nachbarn lebte, bis die Letzteren aus freiem Antrieb seine Ruhe störten. Der blühende Zustand des Landes unter der Regierung der weisen Königin Tamar gründete sich weniger auf die Siege und Eroberungen dieser Fürstin, als auf die trefflichen Maßregeln, wodurch sie die innere Ordnung und den Wohlstand der Nation zu befestigen wußte. Grusien hatte viele sehr tapfere Fürsten, unter denen, wie ein Berg unter Hügeln, König David sich erhebt, dem sein kühner Muth den Beinamen Gurgaslan, d. i. der Wolfs-Löwe, erwarb.<sup>\*)</sup> Aber auch dieser Fürst ist nicht sowohl wegen seiner Siege, als wegen des Eifers, womit er die Religion und das Heil seiner Unterthanen beschützte, unsterblich geworden. Seinen kriegerischen Ruhm verdankte er nur den feindlichen Nachbarn, die, so oft sie Grusien überfielen, in Gurgaslan einen Helden fanden, der ihre Heere vernichtete.

Grusiens Lage hat die Friedfertigkeit seiner Bewohner sehr erleichtert. Von mächtigen Gebirgen rings eingeschlossen, durften sie kaum daran denken, ihre Grenzen über diese ewige Mauer der Natur hinauszurücken. Diese vor allen Nachbarn sie auszeichnende verträglichkeit Sinnesart giebt sich vorzugweise bei dem Landbewohner zu erkennen. Jedes Dorf hat seinen Kazwal oder Aeltesten, der Streitigkeiten jeder Art ohne alles Ansehen der Person schlichtet und von dessen Spruche nur höchst selten an die Russische Regierung appellirt wird.

Die Tugenden der Gastfreundschaft und des Gemeinnsinns sind bei den Grusiern in solchem Grade entwickelt, daß sie in diesem Betrachts sogar die ob ihrer Gastfreundschaft so gepriesenen Bewohner der Schluchten des Kaukasus weit übertreffen. Allerdings ist auch den wilden Bergbewohnern das Recht der Gastfreundschaft heilig, und sie nehmen den obdachlosen Wanderer gern in ihr Haus auf. Während aber der Bergbewohner dem Fremden im Kreise seiner Familie Brod und Salz vorsetzt, ist er, gleich dem Beduinen, bereit, ihm sogar ans Leben zu gehen, sobald der Gast seine Hütte wieder verlassen hat. Wenigstens haben die Bergvölker kein positives Gesetz, das ihnen vorschreibe, die Rechte der Gastfreundschaft überall und immer zu ehren. Dagegen hat die Gastlichkeit, vermöge welcher der Grusier das tägliche Brod sogar mit Feinden theilt, bei ihm die Kraft eines Gesetzes, das er als Ueberlieferung seiner Vorfahren heilig hält, müßte es auch mit empfindlichen Opfern erkauft werden. Dies ist besonders dann der Fall, wenn die Umstände sich so fügen, daß die Gäste nicht alle zusammen, sondern Einer um den Andern eintreffen. Bei den Grusiern gilt nämlich als Regel: „jedem neuen Gast eine neue Bewirthung“; und wollen sie den Ankömmling gut bewirthen, so richten sie für jedes Individuum, das bei ihnen einkehrt, einen ganzen Hammel zu: daher

<sup>\*)</sup> Gurg heißt Wolf; aslan, Löwe. Von diesen Wörtern ist erstere Persisch (vermuthlich identisch mit der Deutschen Wurzel wurg, würgen), letzteres Turk-Tatarisch. Man darf beide als erborgt betrachten, da die Grussische Sprache in ihrer ganzen Entwicklung von beiden Sprachen-Familien, der Tatarischen und der Indisch-Germanischen, in erstaunlichem Grade verschieden ist und bis jetzt fast nur mit sich selber verglichen werden kann, wie die Idiome der Fesghier, der Tscherkessen und anderer räthselhaften Völkerrümpfer des Kaukasus.

ein Grusier, dessen Gastfreundschaft Viele in Anspruch nehmen, nur mit Mühe bestehen kann.

Frostig und zurückhaltend benimmt sich der Grusier nur, wenn Du ihm als ein räthselhafter Mensch erscheinst, wenn er argwöhnt, Du seiest sein Feind; aber auch dann waffnet er sich nur mit Vorsicht und Mißtrauen wider Dich; an der gewohnten Bewirthung läßt er Dir's nicht fehlen. Eine wahrhaft patriarchalische Großartigkeit hat die Gastfreundschaft dieses Volkes besonders im Sommer, wo die Natur ihre Gaben so verschwenderisch über das Land ausschüttet. Alsdann ladet der Grusier den Fremden, der ihn besucht, unter die blaue Himmelswölbung, in seinen üppigen Weingarten. Hier, zwischen Blumen und Grün, im dichten Schatten der Reben, thut er Dir Alles zu Gute, was er kann, als wolle er von dem glückseligen Daseyn des Ernteschaffenen im Garten Eden Dir eine Vorstellung geben. Selbst wenn Du ungeladen und nur zum Spaziergang in seinem Garten erscheinst, bist Du des Rechtes auf seine Bewirthung nicht verlustig. Sobald er Deine Anwesenheit bemerkt, schickt er Dir seinen Gärtner mit einem Körbchen Trauben und Obst zur Begrüßung. Bald hinter dem Diener kommt der Herr in eigener Person, pflückt eine Frucht von dem nächststehenden Pflaumenbaume, fügt ein Zweiglein desselben Baumes hinzu und reicht Dir beides. Mit dieser einfachen symbolischen Handlung weiht er Dich als seinen Gastfreund. Jetzt werden Körbe mit Weintrauben jeder Farbe aus dem ganzen Garten zusammengesammelt; man pflückt dem lieben Gaste Melonen, Gurken und anderes Obst, wenngleich die für andere vorher dagewesene Gäste eingesammelten Vorräthe noch nicht erschöpft sind. Ist es Dir unbequem, auf einem Teppich zu lauern, die Hüfte nach orientalischer Sitte unterschlappend, so erhältst Du ein Bänkchen zum Sitzen. Nach der reichlichen Bewirthung läßt man Dir zu Ehren Musik und Tänze aufführen. Die harmlose Heiterkeit und herzliche Mittheilbarkeit des Grusiers kennen gar keine Gränzen, wenn er es mit Gästen zu thun hat, die sein volles Vertrauen besitzen.

Auch die Einfachheit in der Lebensweise des Grusiers bewahrt noch das Gepräge patriarchalischer Zeiten. In dieser Beziehung kann man die Grusier ohne Metapher Naturkinder nennen. Sie halten es für eine große Undankbarkeit gegen die Natur, wenn man ihr durch Wissenschaft und Kunst abzwängen will, was sie nicht freiwillig gewährt; daher begnügen sie sich im Leben oft nur mit dem, was die Natur ihnen unmittelbar schenkt. Eine gute Hälfte ihrer Nahrung besteht aus Vegetabilien, die aber so nahrhaft und gesund sind, daß viele Grusier bei dieser Kost ein sehr hohes Alter erreichen. Die Bewohner des Distriktes Guri und eines Theils von Imereti kennen das Brod gar nicht und essen dafür Gomi, welches bei ihnen nach Art des weißen Gräubreies (bjela kascha) der Russen zubereitet wird. Diese Leute sind ungemein rüstig und schleppen Lasten von erstaunenswürdiger Schwere.

Die Grussischen Landbewohner treiben Ackerbau, Gartenbau oder Viehzucht, und zwar gewöhnlich nur eine dieser drei Beschäftigungen, indem sie von ihrer Neigung zu der Wahl sich bestimmen lassen. Besonders interessant ist das Hirtenleben der Grusier, welches, angesehen die zahlreichen Schaafherden vieler Landbewohner, an die gesegneten Zeiten des Erzvaters Jakob erinnert, während die üppigen Triften in den herrlichen Thälern Grusiens die Griechischen Sagen vom glückseligen Arkadien zu verwirklichen scheinen. Der Grussische Hirt verläßt den ganzen Sommer auf blühenden Wiesen und an den Ufern reißender Ströme; sein Lager ist die Erde, sein Dach der Himmel; seine Freunde sind die Schäfchen, die ihm ihr Futter aus der Hand fressen. Die Anhänglichkeit der Schafe an ihre Führer ist erstaunlich groß; dies giebt sich zu erkennen, wenn die Hirten mit ihren zahlreichen Heerden eine abgeweidete Gegend verlassen und durch das volkreiche geräuschvolle Lissis einem anderen Weideplatz entgegenziehen. Der Hirt geht voran und scheint sein Vieh gar nicht zu beachten; allein die Schafe kennen ihn, kennen seine Stimme und eilen, einander drängend, hinter ihm her; keines verliert sich im Getümmel der zu beiden Seiten des Weges hin und her wogenden Bevölkerung. Ein anderer den Zug schließender Schäfer giebt nur darauf Acht, daß kein Stück ergriffen und weggeschleppt werde.

Gegenwärtig entsagt das Grussische Volk, insonderheit die höhere Klasse, ganz freiwillig der alten Lebensweise und den alten Gewohnheiten. Viele gebildete Grusier achten die Europäische Aufklärung höher als die todtte Einförmigkeit der orientalischen Art, zu seyn, und leben wie geborene Europäer. Aber diejenigen ihrer Stammesgenossen, welche in stillen und entlegenen Dörfern oder gar in tiefen Schluchten und Wäldern wohnen, hängen noch fest an ihrer alten patriarchalischen Existenz und sind in dieser Beziehung so unerschütterlich wie die Berge, welche diese einfachen Naturkinder vor jedem Eindringen weltlicher Eitelkeit schützen. Hier werden noch, wie ein heiliges Besta-Zeuer, alle die Sitten und Gebräuche bewahrt, welche der Grusier als Erbstück von seinem Vorfahr und dieser wieder von den ersten Stammältern erhielt. Das patriarchalische Leben dieser Grusier wird noch lange von ihnen als von einem frommen, gastreichen und friedfertigen Volke reden, dem sein graues Alterthum so theuer ist, wie eine leibliche Mutter. (C. II.)

### Mannigfaltiges.

— Pulszky über J. G. Kohl und die Deutschen in Ungarn. In dem zweiten Hefte der Ungarischen Vierteljahrsschrift greift der bekannte Magyarische Schriftsteller Pulszky die Ungarischen Reisekizzen J. G. Kohls sehr heftig an. Es wird dabei uns Deutschen der Vorwurf gemacht, daß wir

in Betreff des östlichen Europa's nicht minder ununterrichtet seyen und dabei auch eben so leichtfertig urtheilten, als die Franzosen mit Bezug auf Deutschland und die ganze übrige Welt. Besonders daß die Donau in der Allgemeinen Zeitung so oft ein „Deutscher Strom“ genannt wird, das nehmen uns die auf diesen Fluß nicht minder als auf ihre Rationalität eifersüchtigen Ungarn außerordentlich übel. Es wird also in Zukunft immer gesagt werden müssen: „die Donau, ein Deutscher Strom von Donaueschingen bis Preßburg“. Seltsam klingt der Vorwurf der „Deutschthümelei“ in dem Munde eines Schriftstellers, der unter den „Magyarenhümlern“ einer der vordersten ist. Uebrigens aber spricht Herr Pulszky den Deutschen in Ungarn alle Theilnahme an dem dortigen politischen Leben ab; nicht einmal um die beabsichtigten Reformen des Städtewesens, bei welchem doch die Deutschen am meisten theilhaftig seyen, kümmerten sich diese sonderlich. Und bei dieser Gelegenheit wird behauptet, daß die Deutschen in Ungarn keine politische Zukunft hätten. Zum Belege dieser Behauptung sagt der Verfasser: „Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie wenig Lebenskraft das Deutsche Element in Ungarn hat. Jeder Gebildete, ja jeder Halbgebildete bei uns kann Deutsch, unter den Frauen ist die Conversations-Sprache größtentheils die Deutsche, an Deutscher Gelehrsamkeit und Kultur ist die Ungarische aufgewachsen, und während nun in Ungarischer Sprache von Jahr zu Jahr mehr und mehr gediegene Bücher erscheinen, repräsentirt in der Deutschen Literatur das Deutsche Element Ungarns nur der Patriarch Pyrker, der den größten Theil seines Lebens im Ausland verlebte, und M. G. Sappir, dessen Wig das Taufwasser noch wässriger machte. Selbst als Deutschland in literarischer Hinsicht auf dem Culminationspunkte stand, als in der Literatur selbst die entlegenen Ostsee-Provinzen zum Theil glänzend vertreten waren, hatte Ungarn keinen Deutschen Schriftsteller von Auszeichnung. Das Deutsche Element ist hier politisch unthätig, literarisch unproduktiv, ein Zeichen, daß es keine Wurzeln im Volke hat, und darum bemühen sich die Deutschthümer vergebens, wenn sie es, so oft es nur möglich ist, erinnern, daß in Ungarn die höheren Stände alle Deutsch sprechen, und daß die Donau ein Deutscher Strom sey. — Ungarn wird noch lange Zeit an den Schätzen Deutscher Literatur sich ergötzen und Deutsche Kultur nicht entbehren können; — doch damit mögen sich unsere Nachbarn begnügen: eine politische Zukunft hat der Deutsche in Ungarn nicht.“

### Bibliographie. \*)

#### Frankreich.

- A. de Humboldt *Asie centrale. Recherches sur les chaînes de montagnes et la climatologie comparée.* 3 vol. 8. mit 1 Karte. Paris, Gide. 30 fr.
- Voyages de la commission scientifique du Nord, en Scandinavie, en Laponie, au Spitzberg et aux Feroes, pendant les années 1838, 1839 et 1840, sur la corvette la Recherche —; publiés par ordre du roi, sous la direction de P. Gaimard. Géologie, minéralogie, métallurgie et chimie, par J. Durocher. 1. part. 1. livr. 8. Paris. 5 fr. 50 c.
- Ben den neuerdings über die Marquesas-Inseln erschienenen Werken erwähnen wir: Vincendon-Dumoulin et C. Desgraz *Iles Marquises ou Nonkahiva. Histoire, géographie, mœurs et considérations générales d'après les relations des navigateurs et les documents recueillis sur les lieux.* 8. mit 4 Kart. Paris. 7 fr. — M. G\*\*\* (sein fürlich von dort zurückgekehrter Missionar) *Lettres sur les îles Marquises, ou mémoires pour servir à l'étude religieuse, morale, politique et statistique des îles Marquises et de l'Océanie orientale.* 8. mit 1 Karte. Paris. 4 fr.
- Lettre de J. J. Dubois, sous-conservateur du musée des antiques au Louvre, sur une inscription grecque trouvée dans une statue antique de bronze appartenant à ce musée. 1. pag. 8. Paris.
- C. Famin *Histoire des invasions des Sarrasins en Italie, du VII. au XI. siècle.* Tome 1. 8. Paris. 6 fr.
- H. de Viel-Castel (comte) *Les rois de France.* 1. livr. 8. Paris. — Erscheint in 60 Liefer., à 50 c. (Livr. 60 1 fr. 50 c.), oder 2 Bänden, mit 66 Portraits.
- Mémoires authentiques de Jacques Nompar de Caumont, duc de la Force, maréchal de France, et de ses deux fils les marquis de Montpoullan et de Castelnau, suivis de documents curieux. Recueillis, mis en ordre, et précédés d'une introduction par le marquis de Lagrange. 4 vol. 8. Paris. 42 fr. — Berzugsweise für die Geschichte des Protestantismus in Frankreich bedeutend. Als Belege des Erzählten sind außerdem über 800 Briefe (i. B. Heinrich's IV. u. Anderer) darin abgedruckt. — Der Herausgeber, welcher durch Vererbung zur Familie de la Force gehört, entnahm dieselben sämmtlich dem Familien-Archiv.
- C. Paganel *Histoire de Joseph II, empereur d'Allemagne.* 8. Paris. 7 fr. 50 c.
- M. Chevalier *Essais de politique industrielle, souvenirs de voyage: France, république d'Andorre, Belgique, Allemagne.* 8. Paris. 8 fr.
- Gaubert (de Ger) *Rénovation de l'imprimerie. Nouvelle puissance de la mécanique. Notice sur le gerotype ou machine à distribuer et à composer en typographie.* 1. pag. 8. Paris. — Einreichung, die auch in der Pariser Academie der Wissenschaften zur Sprache gekommen.
- A. de Jussieu *Monographie des Malpighiacées, ou exposition des caractères de cette famille, des genres et espèces qui la composent.* 19. pag. 8. mit 3 Kpft. Paris.
- J. Pigeaux *Traité pratique des maladies des vaisseaux, contenant des recherches historiques spéciales.* 8. Paris. 5 fr.
- J. Z. Amussat *Mémoire sur la rétroversion de la matrice dans l'état de grossesse.* 5. pag. 8. Paris.
- A. E. Egger *Latini sermonis vetustioris reliquiae selectae.* 8. Paris. 7 fr. 50 c. (Vergl. Allgem. Preuss. Staats-Zeitung Nr. 78.)
- Edelstand du Mèril *Poésies populaires latines antérieures au douzième siècle.* 8. Paris. 8 fr. — Lateinischer Text, französische Einleitung und Anmerkungen.
- C. A. Sainte-Beuve *Tableau historique et critique de la poésie française et du Théâtre-Français au seizième siècle. Edition revue et très-augmentée.* 12. Paris. 3 fr. 50 c. — Mit der ersten Ausgabe (2 vol. Paris 1828) war, als vierter Band, eine Auswahl aus Montfard's Werken verbunden.
- Desbordes-Valmore (Madame) *Bouquets et prières.* 8. Paris. 7 fr. 50 c.
- Forschungen früher angezeigter Werke: Sand Oeuvres (Tome II). Mauprat. — Floquet *Histoire du parlement de Normandie.* Tome 7. (Sicent III. dies gründliche historische Werk beendigt.) — de Santarem *Quadro das relações politicas e diplomaticas de Portugal.* Tomo 3. — Recueil de mémoires de médecine, de chirurgie et de pharmacie militaires; rédigé par Jacob, Broussais et Marchal. Tome 53.

\*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hier selbst, zu beziehen.